

Das folgende Gespräch hat im Sommer 2023 in Graz stattgefunden.

Margarita Puntigam-Kinstner:¹ Es hat einen Grund, warum wir heute zusammengekommen sind. Du hast im Jahr 2021 in der Literaturzeitschrift *perspektive* eine Antwort auf Katharina Ferners Essay, der in der Zeitschrift *wespennest* erschienen ist, geschrieben.² Katharina Ferners zentrale Aussage darin lautet: Poesie ist Poesie. Mario, dein Artikel heißt „...und Dialekt hat nichts mit Poesie zu tun“.³ Kannst du auf die Überschrift eingehen und kurz erklären, warum du deinen Artikel so genannt hast?

Mario Huber: Ja, gerne. Aber dazu muss ich wahrscheinlich weiter ausholen. So wie ich den Text von Katharina Ferner gelesen habe, habe ich ihren Zugang zum Schreiben im Dialekt so verstanden, dass man sich dem Dialekt nähert, Wörter schön findet, vielleicht Stimmungen darin entdeckt und diese Wörter oder Stimmungen ins eigene Schreiben aufnimmt. Man kümmert sich dabei nicht so sehr darum, woher das alles kommt, sondern nimmt was einem gefällt, zum Beispiel den „Schlaz“. Das hat mich irgendwie gestört oder zumindest animiert, drauf zu antworten. Mir ist es mit „...und Dialekt hat nichts mit Poesie zu tun“ darum gegangen, eine Gegenposition zu formulieren. Weil ich das Gefühl hatte, dass, wenn man über das Ästhetische am Dialekt versucht ein Argument für das Schreiben im Dialekt zu machen, man dabei viele Dinge übergeht, die man zum Beispiel auch politisch sehen kann. Ich wollte den Text übrigens ursprünglich, weil jetzt ist er, wie du erwähnt hast, in der *perspektive* erschienen, im *wespennest* erscheinen lassen und hab ihn auch dorthin geschickt. Ich bekam die Antwort, dass im *wespennest* keine Literaturdiskussionen geführt werden, was ich irritierend gefunden hab.

¹ Margarita Puntigam-Kinstner ist Autorin und u.a. Redaktionsleiterin des *Morgenschtean*, der österreichischen Dialektzeitschrift.
<https://margaritakinstner.at>
<https://www.oeda.at/morgenschtean>

² Katharina J. Ferner: wia pikn oiso zaum. Warum Dialektpoesie keine eigene Kategorie sein muss, sondern einfach poetisieren kann. In: *wespennest* 179, 2020.

³ Mario Huber: ... und Dialekt hat nichts mit Poesie zu tun. In: *perspektive* 104/105, 2021.

Margarita Puntigam-Kinstner: Du schreibst, wenn ich aus deinem Essay zitieren darf: „Hossa! Mit einem bisserl Begeisterungsfähigkeit darf man aber trotzdem dem Exotismus frönen und literarischen Urlaub am Bauernhof machen, dabei die schönsten Dialektwörter knapp über der Erde abschneiden und ins Körberl legen. Guggeruz, Schlaz, Fock!“ Du kritisierst also, dass man dem Dialekt das Exotische entzieht, um solche Wörter in die eigene Literatur einfließen zu lassen, ohne dass es eine:n um den Dialekt selber oder auch um die Menschen geht, die den Dialekt sprechen. Du schreibst auch, dass du eher gegen Inklusion bist, sondern gerade dafür, dass der Dialekt etwas Exklusives hat – sprich, dass ihn nicht alle verstehen.

Mario Huber: Ja, ich habe diesen Ansatz im Laufe der Zeit versucht zu verfeinern. Ich glaube, im Moment möchte davon sprechen, dass es um Individualismus geht. Ich habe das Gefühl, dass Dialekt in der Literatur oft auf folgende Weise Verwendung findet: Autor:innen schreiben im Dialekt, weil damit eine vermeintliche Authentizität oder Wahrheit einhergeht, die der Text im Hochdeutschen nicht hätte, weil der Dialekt vermeintlich den Menschen näher ist, weil er dem Mündlichen näher ist. Aber ich finde, dass das ein Kurzschluss ist, weil man würde ja auch nicht sagen, wenn ich als Österreicher jetzt auf Spanisch schreibe, bin ich den Spanier:innen näher oder bin dem spanischen Lebensgefühl näher. Und da verschwimmen für mich plötzlich Dinge... Man kann auch in ganz andere Richtungen denken: Was kann man übersetzen? Was möchte man übersetzen? Das scheint jetzt in Richtung *cultural appropriation* zu gehen. Darum geht es mir gar nicht, das ist eine andere Diskussion. Ich habe einfach das Gefühl, dass Dialekt, wie er lange in der österreichischen Literatur verwendet wurde, zu einseitig betrachtet wird. Da wird viel übergangen, wenn man da so oberflächlich Wörter mitnimmt, wie beim „Schwammerlsuchen“.

Margarita Puntigam-Kinstner: Ich habe es bei Katharina Ferner nicht so empfunden, dass sie den Dialekt als etwas Authentischeres sieht. Sie schreibt ja, dass für sie Hochsprache und Dialekt eins sind, dass es auch keine

Übersetzungen sind, die sie anbietet, sondern dass es egal sein sollte, ob das hochdeutsche Gedicht zuerst da war oder das im Dialekt. Als Poetin geht es Ferner um den Klang – um das Arbeiten mit Klängen, mit Sprache. Wie siehst du das?

Mario Huber: Ja, Klang ist natürlich ein interessanter Punkt. Wenn man sich zum Beispiel mit der *Wiener Gruppe* beschäftigt,⁴ mit H.C. Artmann⁵ und anderen. Gerhard Rühm hat ganz lustige Texte geschrieben, die mit der klanglichen Qualität von Dialekt spielen, die „wiener dialektedichte“ (1954-1958),⁶ in denen werden nur noch Silben gesprochen und es ist kein herkömmlicher Inhalt mehr vorhanden. Das sind natürlich gute Texte oder Experimente, aber diese Reduktion auf die Form ist auch genau die Sache, die mich irgendwo stört. Ich kann es nicht genau festmachen, was das ist, was mich daran stört. Aber ich habe so das Gefühl, irgendwas geht da verloren.

Margarita Puntigam-Kinstner: Rollen wir es mal von der anderen Seite auf. Du schreibst ja selbst im Dialekt. Was ist dein Zugang als Dialektautor? Was magst du einfangen, wenn du im Dialekt schreibst?

Mario Huber: Ich glaube, ich möchte mit meinen Texten einfangen, dass es Brüche gibt im Dialekt. Ich komme vom Land und lebe die meiste Zeit am Land, und mir fällt auf, dass die Leute nicht durchgehend im Dialekt sprechen. Da kommen andere Wörter rein, da kommen andere Begriffe rein. Plötzlich kippt da etwas. Es gibt zum Beispiel die Sony PlayStation und da wird niemand in der Oststeiermark die *Pleijsteijschn* sagen, die heißt PlayStation, mit leicht englischem Zungenschlag. Das Wort wird nicht dem Dialekt angenähert. Und solche feinen Dinge interessieren mich. Wo passiert das? Wer macht das – und wer nicht? Welche anderen Lebenswelten kommen da rein?

⁴ Gerhard Rühm (Hrsg.): *Die Wiener Gruppe, Achleitner, Artmann, Bayer, Rühm, Wiener*. 1985.

⁵ H.C. Artmann: *med ana schwoazzn dintn*. 1958.

⁶ Zu finden in: Gerhard Rühm: *Gesammelte Gedichte und Visuelle Texte*. 1970.

Welche digitalen Erlebnisse haben plötzlich Einflüsse? Welche politischen Dinge haben Einfluss, wo wir plötzlich geschwiegen? Das interessiert mich.

Margarita Puntigam-Kinstner: Du schreibst ja auch in deinem Essay, dass es dir nicht darum geht, Dialektwörter zu konservieren, sondern dass man als Autor:in dem Dialekt vielmehr etwas hinzufügen sollte.

Mario Huber: Ich glaube, dass man Dialekt nicht festhalten oder konservieren kann. Das geht einfach nicht. Das ist eine mündliches Tradition, die wird gesprochen, ist nicht kodifiziert und verändert sich mit jeder Generation. „Den Dialekt“ gibt es nicht, Dialekt ist immer anders und zu sagen: So hat das zu sein, hat sich das anzuhören, wäre falsch. Deshalb auch die Idee das alles individueller zu denken. Und damit vielleicht etwas hinzufügen. Wenn man nur niederschreibt, wie die Mitzitant und da WilliongI reden, dann ist das für mich nicht wirklich Literatur. Irgendein Bruch muss rein. Ich versuche das zum Beispiel manchmal auch über Leerstellen, über Fußnoten oder über Pointen. Wie es mir gerade kommt.

Margarita Puntigam-Kinstner: Ich glaube, dass das Hinzufügen auch von der *Wiener Gruppe* genauso gedacht war. Wie du richtig schreibst, ist diese mittlerweile aber Teil der Literaturgeschichte. Dennoch oder gerade deshalb beziehen sich noch immer viele auf ihre Vertreter:innen. Vor allem auf H.C. Artmann, wie etwa Michael Stavarič mit seinem Dialektgedichtband „in an schwoazzn kittl gwicklt“.⁷ Aber auch für sehr junge Dialektautor:innen ist Artmann noch immer ein Bezugspunkt. Du siehst das eher kritisch.

Mario Huber: Ja, ich sehe das kritisch, um wahrscheinlich eine schiefe Analogie herzustellen: Angenommen ich höre gerne AC/DC, dann höre ich AC/DC und brauche keine AC/DC-Coverband.

⁷ Michael Stavarič: *in an schwoazzn kittl gwicklt*. 2017.

Margarita Puntigam-Kinstner: Also näherst du dich dem Dialekt, indem du versuchst etwas Individuelles, was dich beschäftigt, niederzuschreiben. Woher kommen deine Themen? Aus dem Alltag?

Mario Huber: Es ist auf jeden Fall der Alltag. Ich würde aber nie behaupten, dass irgendwas in meinen Texten authentisch ist, weil da gibt es genug Artifizielles drinnen und genug Dinge, die konstruiert sind. Aber mit beschäftigt der Alltag. Es beschäftigt mich mein Freundeskreis, meine Familie. Die schönste Rückmeldung, die ich bis jetzt bekommen habe war von verschiedenen Leuten zu einem bestimmten Text: „Das hab jetzt aber ich gesagt.“ Man kann sich also vorstellen etwas gesagt zu haben, auch wenn man es vielleicht nicht gesagt hat – und wenn’s darüber hinaus von mir in der Form erfunden wurde.

Margarita Puntigam-Kinstner: Viele junge Autor:innen sind – wie auch Ferner – nicht mehr im Dialekt sozialisiert worden. Und dann gibt es jene, die selbst Dialekt sprechen bzw. es noch können und den Dialekt auch in ihre Literatur einfließen lassen, indem sie zum Beispiel versuchen, den Alltag darzustellen. Hat für dich beides seine Berechtigung? Oder sagst du: Wenn man nicht im Dialekt aufgewachsen ist, sollte man eher die Finger davon lassen.

Mario Huber: Natürlich hat beides seine Berechtigung. Es wäre gut, wenn beides reflektiert passieren würde. Das ist das, was ich so schade finde am Dialektdichten. Ich habe das Gefühl, dass es manchmal einfach das „Mä-scherl“ ist, das man um ein paar Texte herumbindet, die, wären sie auf Hochdeutsch geschrieben, nicht gut wären. Aber wenn man sie im Dialekt verfasst, ist die Form anscheinend so besonders, dass sie besser wirken, als sie sind. Und da ist wieder etwas was mich stört, wo sich irgendwas reibt und ich nicht genau weiß, wie ich damit umgehen soll. Vielleicht hat jemand anders, vielleicht auch jemand, der oder die das gerade liest, einen Vorschlag für einen Umgang damit. Ich bin vor allem am Austausch interessiert. Um sicherzugehen: Ich bin absolut dafür, dass Leute, die nicht Dialekt können, im Dialekt schreiben. Das kann nur bereichern. Es kann ebenso nur bereichern, wenn

jemand, der nicht Deutsch kann oder nicht mit Deutsch als Muttersprache aufgewachsen ist, auf Deutsch schreibt. Vladimir Nabokov hat irgendwann auf Englisch geschrieben und hat großartige Texte verfasst. Oder Milan Kundera hat seine späteren Texte auf Französisch verfasst. Das ist ja gar nicht der Punkt. Ich habe nur das Gefühl, dass der Dialekt ein Rückzugsort ist und das sollte er nicht sein.

Margarita Puntigam-Kinstner: Es ist lustig, wenn du sagst, man schreibt manche Texte im Dialekt, damit sie ein besonderes „Mascherl“ kriegen. Vielleicht klingt manch schlechter Text im Dialekt tatsächlich besser als im Hochdeutschen. Insgesamt aber höre von unseren Autor:innen sehr oft, dass sie bei Literaturwettbewerben mit Dialekttexten kaum Chancen haben, weswegen sie es gar nicht erst versuchen. Es gibt ja auch kaum Literaturzeitschriften, die Dialekttexte abdrucken.

Mario Huber: Das ist natürlich die Kehrseite. Was ich mit dem „Mascherl“ meine ist, dass sich die Bewertungskriterien ändern. Das ist im Dialekt geschrieben, also ist es im Rahmen der Dialektliteratur anzuschauen. Es ist nicht mehr „richtige“ Literatur. Es ist Dialektliteratur. So wie man jetzt vielleicht sagen kann es gibt U-Musik und E-Musik und da gibt es halt dann eine Disco-Nummer, die ist schon gut für eine Disco-Nummer, aber mit Mozart und Bach hat sie nichts zu tun. Die Dialektliteratur-Schublade: Da gibt man den Text dann rein und damit ist dann auch schon alles gesagt. Und das machen nicht nur die Autor:innen, sondern eben auch die Literaturkritik oder die Literaturwissenschaft.

Margarita Puntigam-Kinstner: Dem versuchen ich und meine Kolleg:innen nicht nur beim *Morgenschtean* entgegenzuwirken, sondern auch beim Kurzgeschichten- und Lyrikwettbewerb, bei dem ich im Juryteam bin. Dialekttexte dort herzlich willkommen, aber sie gewinnen natürlich nur, wenn sie gut sind. Letztendlich soll es ja – und da bin ich wieder bei Katharina Ferner – darum gehen, ob ein Text gut ist. Auch wenn er vielleicht keine Poesie im engeren, hergebrachten Sinn ist, sondern etwas „Hingerotztes“ aus dem Alltag, etwas,

das aufwühlt. Wenn die Qualität passt, dann ist es egal, ob ein Text im Dialekt ist oder nicht. Ich fände es schön, wenn Literatur in Hochsprache und im Dialekt gleichwertig nebeneinander bestehen könnten.

Mario Huber: Ich glaube, das ist eine Schluss, auf den ich mich im Moment gut verständigen kann. Es geht darum, dass jede:r für sich entscheidet: Ich schreibe auf Deutsch, ich schreibe im Dialekt, ich schreibe auf Spanisch, ich schreibe auf Portugiesisch, ich schreibe auf was auch immer. Aber warum? Warum mache ich das? Welche Dinge gehen damit einher, welche formalen Entscheidungen treffe ich, welche inhaltlichen Entscheidungen treffe ich? Das ist das, was ich oft an der Dialektliteratur vermisse, das Nachdenken über diese Dinge. Im Vordergrund steht meistens, ob das Geschriebene authentisch ist. Oder eben die Gegenrichtung, die das Geschriebene so artifiziell macht, dass es nur mehr eine gewisse Form repräsentiert. Zweiteres das sehe ich eben, wenn man sich Artmann oder andere zu sehr als Vorbild nimmt. Dann ist man halt die AC/DC-Coverband. Das kann man super machen und unterhalten, aber das finde ich eben nicht besonders interessant.

Margarita Puntigam-Kinstner: Ein bereits verstorbener Dialektdichter, den ich persönlich sehr spannend finde, ist Bernhard C. Bünker. Du gehst in deinem Artikel in der *perspektive* ja auch auf die *Dialekt-Anthologie 1970-1980* ein, die Bünker und Manfred Chobot herausgebracht haben.⁸ Bünker setzte sich als Kärntner sehr kritisch mit seiner Region auseinander – nicht nur mit dem Nationalsozialismus und dem rechtsextremen Gedankengut, sondern auch zum Beispiel mit dem Ausverkauf der Heimat. Bünker hat sich selbst als Heimatdichter bezeichnet, später verließ er die von ihm geliebte Heimat aus politischen Gründen. Das ist für mich ein wichtiger Punkt: dass ich mit regionaler Sprache, mit Dialekt Kritik an einer Region äußern kann. Das ist ein Ansatz, den noch immer viele Autor:innen bei uns im *Morgenschtean* haben. Sie sagen: Wenn mich etwas wirklich „anzipft“ an unserer Politik oder an unserem Ort, dann schreibe ich das eher im Dialekt als auf Hochdeutsch.

⁸ Bernhard C. Bünker und Manfred Chobot (Hrsg.): *Dialekt-Anthologie 1970-1980*. 1982.

Mario Huber: Ich glaube, man fällt als jemand, der mit Dialekt aufgewachsen ist, in den Dialekt zurück, wenn man sehr emotional wird. So habe auch ich zum Schreiben angefangen. Das ist total wichtig, vor allem für die Frage, was einem Heimat bedeutet. Man darf den Begriff nicht den Rechten überlassen. Man zieht sich zu leicht zurück und will sich mit denen nicht im Dreck suhlen, wenn die da anfangen, irgendwelchen Blödsinn zu reden. Die besetzen dann Heimat und alle anderen Begriffe. Ich bin in der Oststeiermark aufgewachsen und finde dort vieles furchtbar. Viel Politisches oder wie Bauprojekte durchgezogen werden, wie Landversiegelung passiert, wie der Tourismus immer mehr wird. Da sitzen wir noch lange, wenn ich jetzt über alles rede, was mich da ärgert. Und wenn man dann nicht die Möglichkeit hat, aus der politischen Mitte oder von Links am Diskurs teilzunehmen, weil die Begrifflichkeiten so besetzt sind, dass man sofort glaubt, man möchte Pferd von Kickl werden... Das geht einfach nicht. Da müssen wir was machen. Keine Ahnung was, aber da müssen wir wirklich was machen.

Margarita Puntigam-Kinstner: Das war immer ein Punkt der kritischen Dialektautor:innen und Liedermacher:innen, damals wie heute. Friedl Brehm hat ab 1969 die Zeitschrift *Schmankerl* herausgebracht, die später auch Vorbild für den *Morgenschtean* war. Das *Schmankerl* sollte jungen Dialektautor:innen eine Plattform bieten, deren Texte eben nicht sentimental und heimatümelnd waren. Das man sich von rechtem Gedankengut distanziert, ist, glaube ich, auch der Punkt, der die meisten vereint, seien es jetzt die „Artmannjünger“ oder jene, die sich mehr an der Realität orientieren.

Mario Huber: Ja. Ich denk jetzt gerade an Attwenger, die Lieder im oberösterreichischen Dialekt schreiben, die politisch sind, mit klarer Linie und auch ins Ohr gehen. Ich persönlich habe den Zugang, dass wenn etwas sehr ästhetisch wird, dass ich mich frage, warum macht man das? Ich habe es einfach gern, wenn Literatur einen sozialen Anspruch hat oder zumindest den Anspruch hat, irgendwas abzubilden, das über *l'art pour l'art*, um Kunst der Kunst willen, hinausgeht. Das ist meine Motivation. Wenn es jemand anderes

anders macht, dann interessiert es mich, warum. Ich denke, dass der Austausch über Dialektliteratur insgesamt etwas ist, was man vorantreiben muss. Es sollte da ein Forum geben, wo man sich über solche Themen austauschen kann – wie jetzt hier gerade. Ein Ort, an dem man ästhetische oder politische Diskussionen führen kann über das, was man mit Dialekt machen kann.

Margarita Puntigam-Kinstner: Du schaust dir immer wieder die Motivation von Dialektautor:innen an, schaust zum Beispiel in Vorwörtern von Anthologien. Du hast jetzt auch das *Kirchbacher Mundartmanifest* gefunden. Weißt du eigentlich, von wann das genau ist?

Mario Huber: Wann es verfasst worden ist, weiß ich nicht. Veröffentlicht wurde es 1988 in der Zeitschrift *Heimatland*.⁹ Ich nehme an, dass es irgendwann in den 1980er Jahren geschrieben worden ist. Ich habe versucht herauszufinden, woher es sein könnte, aber über die Autoren steht nicht viel im Heft. Ich habe im Zuge meiner Recherche auch nach Kirchbach in Hermagor, dem größten Kirchdorf Österreichs, geschrieben, ob man die Personen dort kennt. Ich habe zwar keine Antwort von der Gemeinde Kirchbach bekommen, hab aber beschlossen, dass Kirchbach dort liegt. Es gibt eben mehrere Kirchbachs in Österreich. Das ist doch auch ein schöner Ort, den man sich vorstellen kann: Kirchbach... das könnte überall sein.

Margarita Puntigam-Kinstner: So wie du auf Katharina Ferners Artikel eine Antwort geschrieben hast, gibt es in der neuen *perspektive* nun auch eine Antwort von dir auf das *Kirchbacher Mundartmanifest*.¹⁰ Kannst du ganz kurz die Quintessenz von diesem Manifest zusammenfassen und was dich daran stört?

Mario Huber: Ich glaube das Hauptanliegen vom *Manifest* der Kirchbacher ist, dass sie den Dialekt als legitime Sprache oder Literatursprache aufwerten

⁹ Alois Eder, Wilhelm König, Anton Popaschnig, Ernst Umbach u.a.: Das Kirchbacher Mundartmanifest. In: *Heimatland* 4, 1988.

¹⁰ Mario Huber: Babylon zu Pfingsten. In: *perspektive* 116, 2023.

wollen und erklären, dass der Dialekt als Erstsprache einen besonderen Zugang zur Welt schaffen kann oder bereits hat. Es ist für mich wieder der Fragenkomplex rund um den Begriff Authentizität. Ich verstehe das aus der Zeit heraus, Ende der 1980er, dass man diese Diskussion führt, aber ich glaube, dass das heute nicht mehr ganz so funktioniert.

Margarita Puntigam-Kinstner: Wie du bereits gesagt hast. Es braucht wieder eine lebendige Diskussion. Wir sind nicht mehr im Jahr 1982 oder 1988 – wir sind im Jahr 2023. Deswegen habe ich heute diese Diskussion eröffnet und ich würde mich freuen, wenn sich mehr Dialektautor:innen zu diesem Thema zu Wort melden würden. Vielen Dank Mario für deinen Beitrag.

Mario Huber: Sehr gerne!